

« VIELLEICHT HÄTTE ICH ALS FUSSBALLER EGOISTISCHER SEIN SOLLEN » »

Wenn in Südafrika der Ball rollt, schaut auch Thomas Bickel genau hin. Und manchmal kommen dabei alte Bilder hoch. Im Interview spricht der einstige Schweizer Spitzenfussballer über die unvergessene WM 94 und seine Zeit bei den Zürcher Clubs. Er verrät, wieso er sich als Profi oft gefangen fühlte. Und weshalb er dem Schweizer Team einiges zutraut.

Was machen Sie am 11. Juni um 16 Uhr?

Unterdessen weiss auch ich, dass dann die WM beginnt (schmunzelt). Was ist schon wieder das Eröffnungsspiel? Sicher Südafrika...

...gegen Mexiko.

Das werde ich sicher schauen. Vielleicht nicht das ganze Spiel, da ich hier im Restaurant am Arbeiten bin, aber einen Teil.

Was löst der WM-Anpfiff bei Ihnen aus?

Herzklopfen? Oder schauen Sie das eher unbeteiligt?

Ich geniesse das ohne grosse Emotionen. Natürlich kommen Erinnerungen hoch, ich war ja 1994 selber im Eröffnungsspiel dabei. Wobei wir von der Eröffnungsfeier so gut wie nichts mitbekommen haben. Als Zuschauer steigt der Pegel bei mir aber erst richtig, wenn die Schweiz spielt.

Wie intensiv verfolgen Sie die WM?

Ich liebe Fussball über alles. Ein gutes Spiel ist für mich nach wie vor etwas vom Schönsten überhaupt. Die diesjährige Champions

League hat grossen Fussball geboten. Inter gegen Barcelona war von der Taktik her sehr interessant. Solche Spiele zu schauen, macht Spass, wenn man sich ein wenig auskennt. Einen ganzen Match zu sehen, das mache ich aber seit Jahren nicht mehr. Meist kommt mir etwas dazwischen. Ich habe zwei Töchter und im Betrieb gibt's immer was zu tun.

Wo sehen Sie das Schweizer Team an der WM?

Ich gebe ihm grosse Chancen, die Gruppenspiele zu überstehen.

Echt?

Ja, ganz klar. Ottmar Hitzfeld kenne ich aus meiner GC-Zeit sehr gut. Darum habe ich auch nach dem Luxemburg-Spiel keinen Moment daran gezweifelt, dass sich Ottmar für die WM qualifiziert. Er ist einfach ein Erfolgstrainer. Bei ihm sieht man, wie wichtig es ist, eine Mannschaft zu haben, nicht bloss Einzelspieler. Das Team ist bei ihm im Vordergrund. Dies ist eine Voraussetzung für ein gutes Turnier.

Sie haben selber an der für die Schweiz historischen WM 94 in den USA teilgenommen. Es war die erste Qualifikation nach fast 30 Jahren. Wie war die Stimmung?

In der Schweiz war etwas ausgebrochen. Vorfreude und Interesse waren riesig. In den USA haben wir von der Euphorie leider nichts mehr mitbekommen. Wir Spieler wurden total abgeschottet. Ich fühlte mich wie in einem Internat. Es hiess, dies und jenes sei gefährlich... Das war schade. Die Lockerheit hat uns gefehlt. Alle Beteiligten wollten die bestmöglichen Bedingungen schaffen und ja keine Fehler begehen. Dennoch entstand damals ein Wir-Gefühl. Der Grundstein für die späteren Erfolge der Nati wurde damals gelegt.

Wie haben Sie die WM selber erlebt?

Das Ganze war mir etwas zu streng. Wir durften nur eine halbe Stunde pro Tag raus, die restliche Zeit waren wir im Hotelzimmer. Und das, mit der ganzen Vorbereitung, über Wochen hinweg. Eigentlich hätten wir die WM



viel mehr geniessen sollen, für uns war sie ja das Dessert. Schlecht haben wir nicht gespielt, hätten aber mehr herausholen können. Gerade im Achtelfinal gegen Spanien, wo ich eine Riesenchance vergeben habe...

...weshalb Sie später die WM als eine verpasste Chance bezeichnet haben. Sowohl für Sie persönlich als auch für die Mannschaft...

Klar. Uns fehlte der absolute Siegeswille, sonst hätten wir die Spanier packen können. Da spielte die Unerfahrenheit an grossen Turnieren mit. Heute gehen die Schweizer anders an eine WM heran.

Wie hätte Ihre Karriere im besten Fall verlaufen können?

Das ist natürlich eine hypothetische Frage. Vom Talent her wäre wohl mehr dringegen.

Was wäre Ihr Traumclub gewesen? Barcelona?

Nein, mein Herz lag eher bei Real Madrid. Real machte in dieser Zeit unglaubliche Spiele. Heute ist Barcelona eindeutig attraktiver.

Wenn Sie heute eine vergleichbare Karriere machen würden, verdienten Sie wohl das Doppelte Ihres damaligen Salärs.

Wenn nicht sogar das Drei- oder Vierfache (lacht). Doch man kann sich die Zeit nicht aussuchen, in der man aktiv ist. Klar denke ich manchmal, ich würde gern heute spielen. Nicht nur wegen des Geldes, sondern auch, weil man als Schweizer in eine grosse Liga wechseln kann. Zu meiner Zeit war das praktisch unmöglich. Ich wurde mal in einem Spiel von italienischen Clubs beobachtet, schoss drei Tore, machte einen super Match. Gehört

«Als Fussballprofi war ich quasi kaserniert.»

habe ich von denen nie mehr was. Schweizer waren nicht gefragt. Steph Chapuisat war der Erste, der sich im Ausland einen Namen machen konnte.

Ärgern Sie sich als Exprofi manchmal über Bemerkungen von unqualifizierten TV-Zuschauern. Etwa, wenn jemand den Spruch bringt: «Ach, diesen Ball hätte ja meine Grossmutter reingemacht...»

Nein, als Konsument bin ich da tolerant. Jeder hat halt seine Meinung zum Fussball und soll sie auch äussern können. Das finde ich ok. Was mich eher nervt, sind unberechtigte Kommentare von Sportjournalisten.

Der WM-Hype wird immer grösser, gerade in Zürich. Es gibt immer mehr WM-Bars, Public Viewing und und und. Wie erleben Sie das?

Klar, die WM wird immer mehr – ich möchte nicht sagen, missbraucht, sagen wir – eingebunden in festliche und kulturelle Aktivitäten. Mir ist an sich lieber, wenn der Fussball im

Mittelpunkt steht. Aber es spricht nichts dagegen, daraus einen Event zu machen. Fussball ist Kommerz, Lifestyle und Mode geworden, man denke da an Beckham. Ich schaue Fussball immer noch gern als Spiel. Oft entwickelt sich meine Sympathie aus dem Spiel heraus, ich freue mich, wenn jemand gut spielt. Das fand ich auch toll am FCZ, dass er so schön gespielt hat. Nun freue ich mich mit GC...

Somit zurück zu Ihrer Karriere: Sie kamen relativ spät in den Spitzenfussball.

Ja, mit 21 Jahren. Ich habe in allen Junioren-Auswahlmannschaften gespielt, danach kam mir mein Charakter in den Weg. Von 16 bis 19 habe ich nur noch gelegentlich Drittliga

«An der WM 94 fehlte uns die Lockerheit. Da wäre mehr dringegen.»

gespielt, also genau in den Jahren, in denen man heute die Basis für die Profikarriere setzt. Das war halt das Rebellentalter. Ich machte die Lehre auf der Bank, Fussball war kein grosses Thema mehr. Dann wollte ich aber doch mehr, ging zum FC Biel in die Nati B. Dort wollte ich eigentlich nur für eine Saison spielen. Als Newcomer hatte ich dann eine super Saison. Wir wären sogar fast aufgestiegen.

Was gab den Ausschlag für den Wechsel zum FCZ?

Ich hatte Angebote von YB und Xamax, wollte aber aus persönlichen Gründen weg aus der Region. Mein Herz schlug für den FCZ. Er war für mich als Junger immer der Verein in der Schweiz gewesen.

Wie war das, vom kleinen Biel ins grosse Zürich?

Die Umstellung gelang erstaunlich locker. Ich weiss noch, wie ich beim FCZ anfang. Im ersten Training grüsste ich mit «Grüezi Herr Grob». Karli Grob...

...der legendäre FCZ-Goalie...

...war für mich eine Autorität, zu dieser Generation habe ich emporgeschaut. Im Team habe ich schnell einen Platz gefunden. Man hat an mir Talent, Technik, Eleganz gesehen, das war sonst eher selten. Bei mir war aber immer der Kopf das Problem, ich war unkonstant. Auch mit dem FCZ sind wir ja damals rumgedümpelt.

Nach drei Jahren FCZ haben Sie zu GC gewechselt. Ein mutiger Entscheid.

Eigentlich wollte ich ja gar nicht zu GC. Ich war schon fast bei Servette unter Vertrag. GC war damals nicht sehr erfolgreich, engagierte aber Ottmar Hitzfeld als Trainer. Ich winkte GC ab, doch die Verantwortlichen sagten, ich solle doch wenigstens zu einem Gespräch kommen. Ottmar hat es dann fertiggebracht, mich zu GC zu holen (schmunzelt). Der hat damals

ein neues Team aufgebaut, unter anderem mit Wynton Rufer und Andy Halter. Mit dieser Perspektive sagte ich: ok, ich komme. Ich wollte endlich Titel holen. Das ist gelungen. In drei Jahren mit Hitzfeld haben wir vier Titel gewonnen.

Und danach gings mit Startrainer Leo Benhakker in die Abstiegsrunde.

Ja, GC holte die besten Schweizer Spieler. Wir hatten Sforza, Sutter, Elber, Heinz Herrmann, waren beinahe zu gut und scheiterten prompt... Dann kam Christian Gross als Trainer. Viele Spieler verliessen den Club, doch es ging wieder bergauf. Weitere Titel folgten.

Vom FCZ zu GC – ein durchaus heikler Wechsel in Zürich. Sind Sie nie angefeindet worden?

Es gab natürlich Reaktionen. Den FCZ zu verlassen, der gerade abgestiegen war, tat mir schon weh. Natürlich ist dieses Verhalten nicht gerade Gentleman like. Doch was hätte ich sonst tun sollen? Ich hatte super Angebote von den besten Schweizer Vereinen. Da war ich halt einmal egoistisch. Rückblickend muss ich sagen, ich hätte mir gewünscht, ich wäre insgesamt egoistischer gewesen in meiner Karriere. Für mich war jedoch auch das Menschliche wichtig. Letztlich hat es so gepasst. Ich kann heute allen in die Augen schauen, mit denen ich im Fussball zu tun hatte.

Haben Sie noch viele Kontakte zu Fussballern?

Eigentlich habe ich keine Kontakte, aber man trifft sich ab und zu. Gerade haben wir einen Verein von Ex-Internationalen gegründet. Dort bin ich zusammen mit Andy Egli und Heinz Herrmann im Vorstand. Die alten Kollegen zu treffen, macht Spass.

Wie haben Sie die Entwicklung der beiden Zürcher Clubs erlebt?

Auch nur als Zuschauer. Der FCZ hatte sich ja ganz erfreulich entwickelt. Wie er die letzten Jahre gespielt hat – nicht nur erfolgreich, sondern auch schön –, hat mir sehr gut gefallen. Den Ball laufen lassen, Kleinkleinspiel, das hat der FCZ zelebriert. Leider muss man davon in der Vergangenheit reden. Natürlich hats mich in der FCZ-Erfolgsphase auch geschmerzt, wie GC rumgedümpelt ist.

Nun siehst bei GC wieder besser aus.

Ich war sofort überzeugt von der Trainerwahl. Ciri Sforza kenne ich sehr gut. Er ist ein Schlitzohr, kein Einfacher, aber ein Vollblutfussballer, der erfolgreich in verschiedenen Ligen gespielt hat. Er will unbedingt Erfolg, das brauchte GC.

Ein Wort zum neuen FCZ-Trainer?

Urs Fischer wünsche ich alles Gute. Er kommt in ein sehr schwieriges Umfeld und kann sich als Trainer fast nicht einbringen. Die Konstellation mit einem solchen Präsidenten ist extrem hart.

Das klingt nicht sehr optimistisch für den FCZ.



«Ein gutes Fussballspiel ist für mich etwas vom Schönsten überhaupt.»

Naja, der Präsident ist halt ein Verrückter (lacht), wobei ich das nicht negativ meine. Mit Verrückten kann man schon umgehen, aber man muss wissen, wie. Es braucht Persönlichkeit und Willen.

Sie hatten ein spezielles Image als Fussballer, galten als sensibel und eigenwillig. Hat das zu Reaktionen geführt?

Diese Charakterisierung fasse ich als Kompliment auf. Ich habe immer eigene Entscheidungen getroffen, schon meine Mutter schüttelte jeweils den Kopf. Ich habe auch polarisiert. Einmal sagte ich vor einem Cupfinal: «Es gibt Wichtigeres als den Cupfinal.» Das stand dann so in der Zeitung. Die Aussage ist ja nicht falsch, aber mit etwas mehr Erfahrung hätte ich das natürlich

«Psychologisch arbeitet Hitzfeld auf höchstem Niveau.»

nicht so gesagt. Darauf hiess es, es sei mir nicht wichtig, den Cupfinal zu spielen. Ich galt immer als der soziale Typ. Wenn man eine gewisse Sensibilität hat, gehen einem halt manche Sachen näher, als wenn man sich einfach sagt: Ich bin Fussballer, gehe auf den Platz und haue alles um. Vielleicht hat mir diese Einstellung aber auch eine grössere Karriere verbaut. Ich habe mich zu tief mit anderen Sachen beschäftigt.

Sie galten auch nicht als Herdentier.

Ich konnte es immer gut mit allen, egal ob Tessiner, Osteuropäer, Welsche, Südamerikaner. Im Club und in der Nati gab es immer diese Gruppenbildung, die Südländer unter sich, diese und jene unter sich. Ich war immer mittendrin, schloss mich keiner Gruppe an.

Sie sagten mal, Sie hätten als Fussballer von der Selbständigkeit geträumt.

Ja. Als Profi habe ich mich oft gefangen gefühlt. Das ganze Jahr war durchgeplant. Man konnte nie was anderes machen, reisen, eine Ausbildung beginnen. Man war quasi kaserniert, im Hotel, im Flugzeug und so weiter. Das habe ich manchmal als Zwang empfunden. Natürlich hatte ich aber auch viele Vorteile als Fussballer.

Sie wurden als «der schönste Schweizer Fussballer» bezeichnet. Wie ist es mit Gruppen im Fussball?

Das ist gar nicht mein Ding. Ich war eher der introvertierte Typ und zurückhaltend im Ausgang. Für Geschichten waren andere da. Bei mir wusste man nicht, ist er homosexuell, oder eingebildet? Viele Leute wurden nicht schlau aus mir. Ich sagte mir: Egal, ich muss selber in den Spiegel schauen können.

A propos homosexuell: Wie lange dauert es noch, bis sich der erste Fussballer als schwul outet?

Ich kann mir vorstellen, dass das noch lange geht. Ich würde es nicht wagen, das würde sicherlich ein Riesenproblem werden.

Schon komisch, der deutsche Aussenminister Westerwelle reist mit seinem Partner zu Staatsbesuchen, doch ein Fussballer darf nicht schwul sein.

Fussball, das ist noch die harte Männerwelt, wie Rugby oder American Football. Homosexualität passt da nicht rein. Ich hätte wohl jemanden, der sich outet, in Schutz genommen. Doch die Masse ist grausam. Wenn man sieht, was in den Stadien abgeht, dann müsste einer eine ganz dicke Haut haben, um sich zu outen.

Wieso sind Sie nach Ihrem Karrierenende nach Zürich zurückgekehrt?

Nach drei Jahren Japan und einem Jahr Reisen hat mir die Schweiz gefehlt. Die Lebensqualität und geschäftliche Sicherheit in Zürich schätze ich. Gleichzeitig zieht mich immer wieder weg. Fernweh gehört wohl zu mir. Deshalb war ich auch auf Mallorca tätig, wo wir zwei Jahre lang ein Hotel hatten.

Warum werden so viele Fussballer nach Karrierenende so wie Sie Wirt?

Gute Frage (lacht). Vielleicht sollte man fragen, wieso generell so viele Leute wirt werden wollen. Ist das ein Traumberuf? In der Schweiz haben wir etwa 10'000 Gastrobetriebe zu viel. Ich muss betonen: Verglichen mit Fussball ist dieses Business ein Krampf. Ich habe manchmal 14- bis 16-Stunden-Tage. Manchmal sehne ich mich nach einem normalen Job.

Was reizt Sie am Wirten?

Was mich interessiert, ist, einen Betrieb aufzubauen und etwas gestalten zu können. Ich habe gern schöne Sachen. Mir gefällt es beispielsweise, einen Raum einzurichten.

Welche Zukunftspläne haben Sie?

Bis auf weiteres bin ich noch hier im Schmuklerski gefordert. Später kommen neue Projekte. Und sicher meldet sich auch das Fernweh wieder...

Nochmal zur WM: Wer ist Ihr Schweizer Lieblingsspieler?

Mir gefallen die Techniker. Hakan Yakin bleibt unerreich. Ich hoffe, es kommt mal ein neuer, der solche Pässe schlagen kann.

Sie glauben ans Schweizer Team, auch wegen des Trainers. Was ist denn das Erfolgsgeheimnis des Ottmar Hitzfeld?

Nicht so einfach zu sagen, ich habe mir diese Frage schon früher gestellt. Seine Trainings waren gut, aber nichts Besonderes. Was Ottmar auszeichnet, ist, dass er die Spieler im richtigen Moment an ihre Höchstleistung bringen kann und die richtige Zusammenstellung der Mannschaft findet. Psychologisch arbeitet er auf höchstem Niveau.

Zum Schluss noch der Tipp: Welche Teams kommen ganz nach vorne?

Brasilien, Spanien, Holland, Argentinien. Ich tippe auf einen europäischen Weltmeister. Wobei, wäre vom Zyklus her nicht wieder ein südamerikanisches Team dran?

Aufgewachsen im Berner Seeland, wurde Thomas «Thomy» Bickel 1985 vom FC Zürich engagiert. Ein Jahr später debütierte der technisch versierte Mittelfeldspieler in der Nationalmannschaft. 1988 wechselte Bickel zum Stadtrivalen Grasshoppers, wo er am Gewinn von sechs Titeln beteiligt war. Höhepunkt seiner internationalen Laufbahn mit total 52 Länderspielen war die Teilnahme an der WM 94 in den USA. Im selben Jahr wurde er zum Schweizer Fussballer des Jahres gewählt. 1995 wechselte er nach Japan zu Vissel Kobe, wo er 1997 seine Karriere beendete. Heute führt der zweifache Vater Thomas Bickel, mittlerweile 46-jährig, das Restaurant Schmuklerski in Zürich. Fussball spielt er nur noch selten.

Jeder Treffer ein Schuss.

13

13 Photo AG
